



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

König, Karl: Das Kulturproblem und die Religion

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Einwände gegen unseren Vorschlag können allerdings von denjenigen Bundesstaaten kommen, die durch die Aufteilung des Reichslandes keinen Gebietszuwachs erreichen würden. Im Interesse des Gesamtreichs darf man jedoch von diesen Bundesstaaten (ernstliche Berücksichtigung verdienen natürlich nur die größeren wie Sachsen, Hessen usw.) einen gewissen Verzicht auf das *Lucrum cessans* einer Gebietsvergrößerung erwarten. Auch ist zu bedenken, daß bei einer Selbständigmachung Elsaß-Lothringens als Bundesstaat durch Schaffung neuer Stimmen im Bundesrat die übrigen Staaten ebenfalls einen Teil ihrer heutigen Machtbefugnisse aus der Hand geben.

Man darf nicht denken, daß der Inhalt dieser Ausführungen etwas durchaus Neues, nie Gehörtes sei. Wer im Lande lebt und mit der Bevölkerung viel zusammenkommt, der wird unseren Vorschlag häufig von den Lippen alteingeseffener, guter Elsaß-Lothringer zu hören bekommen, namentlich dann, wenn sie sich sicher vor dem Terror der kleinen herrschenden Minderheit fühlen. Und gerade diese Erfahrung hat den Verfasser dieser Zeilen bewogen, in letzter Stunde nochmals auf eine Lösungsmöglichkeit der elsass-lothringischen Autonomiefrage zurückzukommen, die in der Öffentlichkeit bisher nur angedeutet, nicht aber genauer begründet wurde. Auch die letzten Reichstagsverhandlungen mit ihren liebenswürdigen Reden von seiten verschiedener elsass-lothringischer Abgeordneter haben unsere Ansicht nicht erschüttern können. Die ruhigen Elemente, die jetzt im Reichstage zu Worte kamen, werden im elsass-lothringischen Nationalstaat nicht die Führung erhalten. „K.“



Das Kulturproblem und die Religion

Von Karl König



Die Herrscherworte des Tages tauchen aus den Tiefen der Volksseele auf und drücken die Sehnsucht der Zeit aus. „Weltanschauung“ war das Wort, das noch bis in die letzten Jahre hinein das tiefste Sehnen der modernen Geistesbewegung in sich zusammenfaßte. Mittlerweile ist dies Wort wie müde geworden und ein anderes ist erwacht und in den Vordergrund der Tagesarbeit und der Tageskämpfe getreten, das Wort: Kultur.

Wenn wir nun auch der Meinung sind, daß die Weltanschauungskämpfe auf die Dauer weder ruhen können noch ruhen dürfen, so begrüßen wir es dennoch als einen wesentlichen Fortschritt und als im Sinne des wahren Protestantismus, daß jetzt mit dem Stillwerden der überheizten und oft recht sonderbar anmutenden Weltanschauungsproduktion sofort lauter und lauter das

Wort „Kultur“ als die neue Parole allenthalben zur Geltung sich durchringt. Denn das bedeutet, und kann da, wo wirklicher Ernst ist, nur bedeuten: Wir wollen aus dem Weltanschauen hinein in die Weltarbeit, wollen aus den Himmeln herunter auf die Erde, wollen aus dem ästhetisch-intellektuellen Spiel mit dem All heraus und hinein in den Einzelernst der uns allenthalben umfassenden, bedrängenden und ach, so unzulänglichen Wirklichkeit, in der wir stecken, und in die wir nicht ohne eigene Schuld geraten sind.

Wir hatten das Weltall denkend und schauend erobern wollen, und nun gehen uns die Augen über uns selber auf, und wir bemerken mit Schrecken, daß wir noch nicht einmal uns selber erobert und gar kein geordnetes und lebensfähiges Verhältnis zu uns selbst und zu den allernächsten Sachen, Tapeten, Kleidern, Schuhen, Bildern und Häusern haben, die wir mit unserem eigenen Geist und unseren eigenen Händen rings um uns aufgebaut.

Wir hatten das All zur Einheit im Denken und Schauen zusammenbauen wollen, und nun entdecken wir am Ende, daß wir selber noch ein Zufallsbündel von auseinander strebenden Trieben und Tätigkeiten ohne alle starke und seelisch-persönliche Lebenseinheit sind. Und wie soll aus dem Grunde eines ungeordneten seelischen Durcheinanders ein einheitlich beseeltes Reich der Sachen wachsen können?

Wir hatten also eine Generalabrechnung mit dem All vornehmen wollen, und der Geist des Alls öffnet uns nun zum Schlusergebnis, kraft seiner Güte und Weisheit, die Augen für das Defizit in uns selbst. „Denn was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst?“

Diese Selbsterkenntnis ist nicht gerade angenehm, aber sie ist heilsam und eine Verheißung neuer Zukunft. Es muß der Mensch von neuem geboren werden, wenn eine Neugeburt der Kultur sich ereignen soll.

2.

Und nun ist es doch wirklich mit Händen zu greifen, wie uns das Alte und Bisherige nicht mehr genügt. Die Begeisterung und der Selbststurm, die wir noch bis vor kurzem gegenüber unserer gewaltigen wissenschaftlich-technischen, maschinellen und industriellen Entwicklung hatten, beginnt merklich abzuflauen und schlägt hier und da sogar in einen trüben Pessimismus um. Durchaus nicht nur bei Leuten, wie Rosegger, der in seinem „Ewigen Licht“ nichts als Volksuntergang von seiten dieser Entwicklung kommen sieht. Ja, wenn es sich bei diesem herben Urteil über unsere bisherige, vielgepriesene „Kultur“ nur um bauerlich bedingte Auffassungen und nur um die Meinung von Pfarrern, Moralisten und sonstigen Hüttern und Liebhabern des Patriarchalischen handelte! Aber das ist durchaus nicht der Fall. Das Mißbehagen über unsere eben noch so angestaunten technischen Leistungen ergreift viel weitere Kreise, und ganz modern empfindende Geister sind fast geneigt, ihren Kulturwert radikal zu verneinen.

Wir wollen einen ganz unverdächtigen Zeugen dafür namhaft machen, den Nationalökonom Werner Sombart. Er sagte vor nicht langer Zeit in einem Vortrage: „Alle die Möglichkeiten, die der Dämon des Erfindungsgeistes uns gegeben hat, lösen sich, wenn wir die Frage stellen, was sie uns denn wirklich bringen, in nichts auf. Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt? Weil wir in den Städten zusammengepfercht wohnen, und weil wir abends zu Hunderttausenden durcheinanderlaufen, was natürlich beleuchtet werden muß. Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? Eine geschmackvolle Zeit würde einen Mann, der das Grammophon erfindet, mit lebenslanglichem Zuchthaus bestrafen. Um unser Wohlbefinden kümmert sich der Dämon Erfindungsgeist nicht, er liefert uns bloß den Lärm und Gestank, und — da er materielle Güter schafft, die wieder zur Bevölkerungszunahme führen — liefert er uns die Masse. Zweifellos hat sich die Wissenschaft, wo sie der Technik genützt hat, als sehr fruchtbar erwiesen, aber unsere wirklichen Einsichten in das Wesen der Dinge sind heute um keinen Deut größer, als es früher der Fall war. Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsere Zufriedenheit, unsere Tiefe geleistet.“

So spricht ein Mann, dem man zum mindesten das eine zugestehen muß, daß er, wie nur einer, die wirtschaftlich-technische Seite unserer Kultur studiert hat. Aber das persönliche Fazit ist trübster Pessimismus: Da wohnt kein Glück, keine Zufriedenheit, keine Tiefe, nichts, wodurch das innere Leben bereichert würde!

Nun, wir stimmen Sombart höchstens so weit zu, daß wir ein „noch nicht“ an Stelle seines „nicht“ setzen. Aber selbst durch das letzte und sehr ernste Buch eines so innerlich und religiös fundamentierten Kulturkämpfers, wie Heinrich Diesmans einer ist, klingt doch auch leise ein müder Kulturpessimismus. Wenigstens insofern, als auch er es vergißt, die starken und lebensschaffenden Werte unserer wissenschaftlich-technischen Kultur zu betonen und scharf die Notwendigkeit dieses ganzen Prozesses herauszuheben. Wir unsererseits bejahen diesen Prozeß, aber wir halten seine Versittlichung und Beseelung nicht nur für nötig, sondern auch für möglich und des Schweißes aller Eblen wert.

Denn dieser ganze Prozeß arbeitet von selber und gerade durch den Druck und Zwang und die nervöse Friedlosigkeit, in die er uns gebracht hat, entweder auf eine neue Versittlichung und Beseelung durch uns hin, oder wir resignieren und lassen uns durch ihn zerbrechen. Aber alle Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß wir dazu nicht die mindeste Lust verspüren. Druck durch Gegen-
druck überwinden, das wird auch hier unsere Parole.

Aber sie kann nur dann Erfolg haben, wenn wir zunächst einmal in aller Deutlichkeit empfinden, wo uns eigentlich der Schuh drückt, und warum er uns, so wie er ist, auch drücken muß.

3.

Um uns darüber klar zu werden, dürfte es gut sein, mit einem ganz einfachen Beispiel aus dem Reiche der Sachenkultur zu beginnen. Wir können dann um so leichter dieselben Erscheinungen im Geistigen und Seelischen verdeutlichen.

Alle Sachen und Gegenstände, die Menscheng Geist und Menschenhand konstruieren und schaffen, haben ihren ersten Ursprung in irgendeiner Not, in irgendeinem Bedürfnis. Nehmen wir etwa das Bedürfnis zu sitzen, das der Mensch von Urzeiten her empfindet. Das veranlaßt ihn, sich eine Sitzgelegenheit zu schaffen. Zuerst nahm er einen Stein, und als der drückte, legte er ein Fell darauf. Aber das war ein schwer bewegliches Möbel. Und so wurde allmählich aus dem schwer beweglichen Stein der leicht bewegliche Stuhl. Und der Stuhl, grob aus Holz gefügt, drückte weiter. Und diese Not ward die Erfinderin von Rohrgeflecht und Polster.

Denn alles bildet sich, und alles bilden wir nur aus unserer Not gesund weiter und möglichst bis dahin, daß es wirkliche Notstillung gewährt. Und solange die Dinge und Sachen, die wir schaffen, nur aus dieser unserer Not und im steten Lebens- und Zweckzusammenhange mit ihr von uns geschaffen und weitergebildet werden, ist alle solche Tätigkeit eine wirkliche Kultur-tätigkeit. Denn sie zielt ab auf Harmonie und Zusammenklang zwischen Person und Sache. Die Sache ist Selbstdarstellung und Selbstüberwindung menschlichen Bedürfnis. Es bildet sich der Stuhl um unseren Körper und sein Bedürfnis, um unsere Seele und ihren Wunsch, vom sitzenden Körper nicht belästigt und dadurch von dem abgezogen zu werden, dem sie sich ganz ungestört hingeben möchte. Es ist der Stuhl Diener, Not-helfer und Selbstdarsteller menschlichen Bedürfnis.

Solange nun Tischler und Fabrikant des Stuhles diesen einfachsten und obersten Zweck bei ihrer Arbeit immer im Auge haben, ist alles in Ordnung. Es läuft die Arbeit der Hand und der Maschine auf kultureller Bahn. Ja, wenn es so bliebe!

Es kommt aber seltsamerweise bei allem menschlichen Schaffen und Bilden ein Punkt, wo sich die Geschöpfe und Erzeugnisse der Menschenhand und des Menschengestes von dem originalen Triebe, dem sie entstammen, und damit von ihrem Sinn und Zweck gegenüber dem Menschen und seiner Totalität loszulösen beginnen. Irgendein anderer Trieb bemächtigt sich ihrer, ein Spieltrieb, ein Geldtrieb, ein äußerlicher Veränderungstrieb, ein Modetrieb.

Der Tischler kann nun Stühle „machen“. Und aus lauter Freude über das, was er „kann“, vergißt er den Menschen, der darauf sitzen soll. Er kann ja mit seinen Stühlen machen, was er will. Und er „kann“ ja so viel! Ich will dir, mein lieber Stuhl, und an dir den Leuten mal zeigen, was ich kann, was für „schöne“ Stühle ich machen kann! Und er spielt mit den Stühlen. Und er macht „schöne“ Stühle, „moderne“ Stühle, noch nicht dagewesene Stühle.

Alle Kunst der Drehbank und alle Zier wird herbeigerufen, Wulste, Muschelornamente und Schweifungen. Wie schön sieht er nun aus!

Nur einen Fehler hat er; man kann nicht recht darauf sitzen! Aber er kommt ja in die gute Stube, und wie werden sie ihn da bewundern, und wie stolz sein, darauf sitzen zu dürfen! Stühle um der Stühle, um des Zierates, um des Anschauens willen! Eine Lust für Gesicht und Arme und Beine, aber eine Lust für das Auge!

Wirklich eine Lust? Auf die Dauer doch höchstens für die Augen, die nicht wirklich sehen gelernt haben, die außen und auf der Sinnenseite liegen und am äußerlichsten Scheine haften. Aber nicht für die Augen, die von der Seele her zu schauen gelernt haben. Sie finden den „schönen“ Stuhl häßlich, barbarisch, zweckwidrig, kulturfeindlich. Das Einzelne daran mögen sie lobenswert finden, geschmackvoll, fein. Das Ganze finden sie häßlich, verwerflich und verderblich für Mensch und Handwerk, für Kunst, Kultur und Leben.

Und nun mag man von den Stühlen über Stiefel, Korsetts, Kleidung hinweg auf das ganze Reich der Sachenkultur den Blick wenden, unsertwegen bis hin zum Berliner Dom. Man wird nun wissen, wo der alte Schuh der Sachenkultur uns drückt, und warum die neue Kultursehnsucht so brennend und heiß in unserem Volke arbeitet.

Wenn uns da allenthalben so vieles, was uns ehemals wunder wie schön und großartig vorkam, heute zu Pein und Ärgernis geworden ist, so ist das wirklich keine Marotte und törichte Neuerungsucht, sondern ein verheißungsvoller religiös-sittlicher Erneuerungsprozeß des Menschen selbst.

Der Mensch hat es satt bekommen, sich von seinen eigenen Geschöpfen quälen und beherrschen, verdinglichen und körperlich-geistig entseeligen zu lassen. Er selber tritt endlich wieder in den Mittelpunkt der Dinge und seines Schaffens und ruft über die Gesamtproduktion aller Erzeugnisse seiner Hand und seines Geistes ein scharfes Quos ego! Ich will euch, wenn ihr euch von mir emanzipieren und zu Quälgeistern und Tyrannen für mich machen wollt!

Und jedesmal dann, wenn der Mensch wieder als Selbstzweck in den Mittelpunkt seines Schaffens tritt und sich mit seiner geistig-körperlichen Totalität zum Maße der Dinge macht, beginnt eine Reformation im Reiche der Dinge, weil eine Beseelung der Sachen und Dinge. Und nur wo solche Beseelung ist, hört die Technik auf, mit den Dingen und den Menschen zu spielen. Der Mensch wird wieder Herr, die Technik wird wieder Dienerin, und was sie schafft, wird Ausdruck und Selbstdarstellung der Seele. Und ebendas und nichts anderes heißt Kultur.

4.

Diese Kultur der Selbstdarstellung und Harmonie kann aber nie von außen her erdacht, gemacht und etwa gar von der Wissenschaft und äußerlichen Technik erzeugt werden, sie muß aus dem Erlebnis, dem Bedürfnis, der

irrationalen Not des Daseins geboren und durch Aufgebot von Lauterkeit, Sachlichkeit und Treue gegenüber dem Innersten erkämpft werden. Das alles sind aber keine wissenschaftlichen Gedanken, sondern moralische Kräfte, die, wie schließlich ein jeder von sich selber weiß, am wärmsten und persönlichsten aus religiösem Seelengrunde sprudeln. Nur ein Weg führt hier nach oben und zur wahren Kultur: nicht der Weg von außen her und vom Mittelbaren des Intellektes und Schöngelernten her, sondern der Weg von innen her, vom Unmittelbaren und Innersten der Schöpfung her. Es sei einer Künstler, Architekt, Staatsmann, Pfarrer, Industrieller, will er Kulturförderer sein, dann muß ein oberstes Gesetz seine Freiheit sein, nämlich dies, sich selber achten zu können in seinem Werke, vor dem unerbittlichen Auge seines innersten Richters kein Verworfenener zu sein. Die so sich selber achten, die so sich verpflichtet fühlen, ihrem innersten Drange Helfer und Ausgebärer zu sein, die allein entbinden die schöpferischen Kräfte des Mns mit den Mitteln ihrer individuellen Veranlagung und sind ein Aufwärtsgang für die Kultur. Denn sie entwickeln das Leben in seinem ganzen Bereiche empor, aber immer aus den innersten Kräften dieses Lebens selber her, also nie künstlich, sondern stets organisch; und so nur wächst Kultur.

Und alle ernstesten Vorkämpfer der neuen Kulturbewegung sind in diesem eben beschriebenen Sinne sittlich-religiöse Kämpfer gewesen und sind es noch, sie kämpfen für das Leben und gegen seine Verwissenschaftlichung und Intellektualisierung, sie kämpfen für Eigenart und gegen den Historismus, sie kämpfen gegen die Pöbelhaftigkeit und das Prozedentum der Gesinnung, gegen den Schein und die Imitation für die neue und doch uralte und einzige Moral der Gradheit, Echtheit und Wahrhaftigkeit des seelischen Ausdrucks.

Von Ruskin und Gottfried Semper, von Crane und Morris über den Rembrandt-Deutschen hin bis zu van de Velde hört man hell und deutlich die moralischen Fanfaren. Noch in seinem letzten Artikel in den „Süddeutschen Monatsheften“ ruft van de Velde den Industriellen zu: „Die Industrie muß die Moral, die wir predigen, annehmen,“ und dem Publikum: „Bereitet nur den Weg vor, helft uns die Moral der Qualitätsarbeit predigen.“ Und wie ernst und tief man es mit der Versittlichung der Arbeit meint, das möge sein Mahnruf erhärten: „Helft uns nur die Ansicht verbreiten, daß es für einen Sohn der besseren Stände ebenso ehrenwert ist, Buchbinder, Goldschmied, Keramiker oder Emailleur zu werden, wie Advokat, Bankier oder Offizier.“ Denn, so meint er, erst wenn es dahin kommt, wie es in Dänemark schon heute sich ereignet, daß nämlich die höheren Klassen und Stände zu ihrem erhöhten Kulturgefühl auch die Erkenntnis und den Willen fügen, daß Handarbeit niemanden erniedrigt, sondern eine Quelle tiefster und edelster Schaffensfreude ist, nur dann werden wir fähig zu wahrer Kultur.

Es handelt sich hier also wirklich nicht um geistreiche Spielereien und absonderliche Einfälle eines überreizten ästhetischen Empfindens, sondern um eine

neue, große Liebe zur Arbeit und eine sittliche Neubewertung der Arbeit selbst. Es handelt sich allenthalben um moralische Predigt und um ein neuermachtes Verantwortungsgefühl gegenüber der in uns drängenden Schöpfung, die nur durch uns weiterwachsen will und kann. Und Kultur will ja wachsen und nicht gemacht sein! Die rationellsten Reißbrettaufrisse und die beste Frigigkeit in einem Duzend alten Stilen, auch die schönsten Programme helfen hier nichts, wenn nicht eine Wendung im Innern erfolgt und nicht aus den Tiefen der Empfindung, des Gefühls, Geschmacks und sittlichen Willens die neue Welle neuer Sehnsucht steigt.

Und eben diese Sehnsucht ist wieder wach und lebendig geworden. Sie wurde naturgemäß zuerst lebendig gegenüber der Not und dem Druck, womit die in Unnatur und Verlogenheit geratene Sachkultur den armen Menschen zu malträtieren begann. Aber diese Selbstbesinnung gegenüber dem Reiche der Sachen muß sich in noch viel höherem Grade, als bisher, auch nach innen wenden und zu einer Selbstbesinnung im Reiche der Seele führen. Denn eine harmonische Außenkultur ist zuletzt und umfassend nur möglich durch eine Harmonie im Inneren. Aber ebenda mangelt es uns. Und zwar hat uns dieselbe Verirrung, die uns draußen in Unkultur gestürzt hat, auch drinnen und im Reiche der Seele zu Unkultur verdammt. Da draußen lösten die Dinge sich von uns los und trieben es mit uns, wie sie wollten, und drinnen lösten sich die einzelnen Triebe und Kräfte von uns und der organischen Seeleneinheit los und trieben es auch, wie sie wollten. Und also geschah es, daß dieser moderne Herr und Gebieter aller Naturkräfte ein Knecht und Sklave seiner auseinander strebenden Geister, eine Disharmonie in sich selber wurde und damit kulturell notwendig so herunterkam, wie er gekommen ist. Er beschönigte das alles zwar mit der „Macht der Verhältnisse“, aber vergaß, daß es für Mensch und Menscheng Geist nur einen einzigen Beruf und Adel gibt: die Macht des Geistes über die Verhältnisse zu stabilisieren!

5.

Wir haben hinsichtlich unserer Geistigkeit jahrzehntelang in Zerrissenheit und Spezialkultur gegessen. Wir haben die einzelnen Kräfte unseres Seelenganges gründlichst voneinander isoliert, miteinander verfeindet, durcheinander aufgehoben. Ich glaube, auch das war eine notwendige und zuletzt heilsame Durchgangsstation zum neuen und großen Ziele. Es war der Schatten zum neuen Licht, das mit dem Protestantismus aufging. Der Protestantismus löschte alle äußere Autorität aus und stellte den Menschen auf sich selbst und auf die Unmittelbarkeit der Seele, in der das Göttliche sei und wirke. Der auf sich selbst gestellte Mensch wußte aber bald nichts Besseres mit sich anzufangen, als daß er Schritt um Schritt auch seine Einzelkräfte auf sich selber stellte. Erst die Wissenschaft, dann die Moral, dann die Kunst, und jede kultivierte sich, als wäre sie das Ganze, auf Kosten des Ganzen. Hatte vorher im katholischen Zeitalter

die Religion, zu autoritativer Gesetzlichkeit erhoben, alles zwangsweise geeint und mit kultureller Einheit durchdrungen, so hub jetzt die freie Konkurrenz der Kräfte an, und es ward ein Krieg aller gegen alle. Das war wohl nötig und ist auch insofern gut und heilsam gewesen, als nur das völlig freie Sichausleben der Einzelkraft ihr selber zeigen konnte, wie weit sie mit sich selber und ohne das Ganze der Seele kommt.

Aber nun sehen wir's ja wohl, wie weit wir damit gekommen sind! Seele, als organische innere Einheit und letzter Sinn und Zweck all unseres äußeren Betriebes, gab es schließlich überhaupt nicht mehr. Zum mindesten nicht als etwas, um deswillen alles andere sei, und alles Einzelne zu arbeiten und sich zu bilden habe. Alles Einzelne ward Selbstzweck. Dem Intellektuellen wurde die Intellektualisierung, dem Ästheteten die Ästhetisierung, dem Geldmann die Kapitalbildung, dem Moralisten die Moralisierung, dem Kirchenmanne die Verkirchlichung alles Lebens und Geschehens der Endzweck. Selbst das Innerste und Tiefste und Zarteste seelischer Regungen ward schließlich nichts anderes als ein interessantes Phänomen intellektueller Neugierde, artistischer Verarbeitung, moralisierender Betrachtung. Das Leben war selbst in seinen heiligsten Quellen nicht mehr da, um zu leben und zu quellen und sich immer reiner und schöner und harmonischer ins Licht zu erheben. Es war vielmehr dazu da, um beklopft, behorcht, zerklüftet, zerpfückt, ästhetisch verwertet, pädagogisch behandelt, moralisch beurteilt und bepredigt zu werden.

Da jede Teiltätigkeit um ihrer selbst willen geschah, und jede Teilkraft sich um ihrer selbst willen übte, und alles und jedes nur als Reckstange und Sprungbrett für sich betrachtete, so mußte das Ganze entwertet und der Mensch in seiner Totalität, zentralen Lebenskraft und Lebenseinheit auf das schwerste gefährdet werden. Denn alles Einzelne kann ja gesund nur aus dem Grunde des Ganzen leben. Am kleinsten Grasshalm muß die ganze Schöpfung arbeiten, und in der Teiltätigkeit muß immer der ganze Mensch lebendig sein als ihr Grund und als ihr Ziel. Andernfalls verdirbt mit unerbittlicher Notwendigkeit das Teilschaffen sich selbst und das Ganze, den Menschen und seine Schöpfung.

Und wie hat unser Leben und unsere Kultur unter dieser Verfeindung der Seelenkräfte und unter dem Wegfall der seelisch-persönlichen Einheit gelitten! Machen wir uns doch nur, um aus dieser Sinnlosigkeit ein für allemal herauszukommen, im einzelnen klar, was die unentrinnbare Folge einer Emanzipation der an sich guten und edlen Einzelkräfte vom Ganzen der Seele war und sein muß.

6.

Wenn der wissenschaftliche Intellekt nur sich gelten lassen und nichts weiter, als die ihm möglichen Verarbeitungen des Lebens, als „wahr“ anerkennen will, dann folgt daraus mit Notwendigkeit, daß der höchste Sinn und Zweck der Welt ausgesucht nur der ist, daß sie untersucht, erklärt und in eine Ursachenkette verwandelt, also verwissenschaftlicht werde. Selbst das tiefste und innerlichste

Erleben darf dann kein unmittelbares Zutrauen zu sich selber haben, sondern muß, ehe es an sich glauben darf, erst unter die Brille des Intellektes genommen und von dem Professor begutachtet werden. Und was sich dann nicht faßsal einfangen und erklären läßt, dem wird die Existenzberechtigung abgesprochen; es wird, wenn man es auch am Existieren nicht hindern kann, wenigstens in das Reich der schönen Illusionen verwiesen. Und in dieses Reich der zwar schönen, aber leeren Einbildungen muß dann alles Edelste unserer Seele abgeschoben werden, einfach weil alle Liebe, alles Ästhetische, Moralische und Religiöse, will es leben, seines subjektiv-irrationalen Charakters nie entkleidet werden darf. Wird dem allen aber lediglich ein subjektiv-illusorischer Charakter zugesprochen, dann neigen die in Mißtrauen gegen sich selbst geratenen Seelen dazu, dieses ihr Eigenes und Bestes zurückzustellen gegenüber der Welt des Reellen und Materiellen. Der praktische Materialismus ist noch immer die Massenfolge des theoretischen Materialismus gewesen. Fällt der Schwerpunkt des Lebens nicht mehr nach innen, so muß er ja im Leben und Handeln nach außen fallen und auf die Sinnenseite. Und das war in Deutschland in den Gründerjahren in bedauerlichstem Maße der Fall, und der damals großgewordene Geist des Progessentums und öden Scheinensvollens hemmt auch heute noch den Vorwärtsgang einer verinnerlichten und beseeelten Kultur.

Wir hätten hier noch manch anderes zu bemerken, aber wir befragen schnell weiter den ästhetischen Trieb, ob er, losgelöst von den anderen und auf sich selbst gestellt, Leben erhalten und gestalten kann. Der ästhetische Trieb möchte in seiner Übertreibung die ganze Welt nur als ästhetisches Phänomen gelten lassen, genießen, beurteilen, gestalten. Aber wenn es richtig ist, daß wir alles und jedes, wie wissenschaftlich so auch ästhetisch nehmen können und auch sollen, so ist es doch ein Fluch für das Leben und das ästhetische Schaffen selbst, wenn wir es nur so oder möglichst nur so nehmen wollen. Ibsen schreibt einmal an Björnson: „Wenn ich in diesem Augenblicke bekennen sollte, worin die wesentliche Ausbeute meiner Reise besteht, so würde ich sagen, sie besteht darin, daß ich das Ästhetische aus mir selbst ausgetrieben habe, sowie es früher Macht über mich hatte: nämlich isoliert und mit dem Anspruch, für sich selbst Geltung zu haben. Ästhetik in diesem Sinne scheint mir jetzt ebensosehr ein Fluch für die Poesie zu sein, wie die Theologie es für die Religion ist.“ Das ist vorzüglich und trifft den Nagel auf den Kopf. Denn die Theologie wird der Religion deshalb so leicht zum Fluche, weil sie ihre Gedanken und Wissenschaftlichkeiten über Religion so leicht mit der Religion selber verwechselt und dann statt innerer Bewegungen den Menschenseelen nichts als Kopfdinge vermittelt. Und die Ästhetik wird für die Poesie und Kunst zum Fluche, sobald sie, isoliert von den anderen Kräften, die Erscheinungen des Lebens fassen und beurteilen will. Denn jedes isolierte ästhetische Interesse geht allemal nur auf den Schein der Dinge. Aber die Dinge und wir selber sind nicht um des Scheines willen, noch dazu da, um nur auf den Schein hin betrachtet, genossen, zergliedert,

geformt und behandelt zu werden. Sobald wir das, was wir schaffen, nur um des „schönen“ Scheines willen schaffen, dann geht es uns damit, wie mit den „schönen“ Stiefeln und Stühlen: es lösen sich unsere Schöpfungen von ihrem Urquell, ihrer Not, ihrem Bedürfen und wenden sich als Quälgeister gegen uns selber und gegen die Schönheit selbst, die nur unter Zweckmäßigkeit, d. h. unter Bezugnahme auf unser ganzes Sein und Bedürfen gesund bleiben und gestalten kann. Denn der von seinem Sinn losgelöste „schöne“ Schuh erzeugt Hühneraugen und Verkrümmungen der Beine, d. h. diese Sorte von Ästhetik verunstaltet das Wunderwerk der Schöpfung und wendet sich damit gegen sich selbst.

Schon hier sehen wir, daß der ästhetische Trieb sich unter keinen Umständen von der Totalität unseres Lebens und Bedürfnisses lösen darf; daß auch er, ob er gleich auf den Schein geht, doch dem Sein verpflichtet ist. Eine Kultur der Sachen ist nur möglich unter Kultur der Seele. Wer schönen Schein will, muß schönes Sein zu schaffen suchen, muß das Äußere aus dem Inneren wachsen lassen und im Äußeren nichts als einen Ausdruck und eine Offenbarung inneren Gehaltes und Lebens sehen.

Ästhetische Kultur ist Ausdruckskultur der Seele und alles dessen, was die Seele vom Körper her als Bedürfen und Not und Sehnsucht empfindet und zu überwinden trachtet. Gerade hier liegen auch die großen sozialen Aufgaben einer wahren Ausdruckskultur. Und wenn ein Künstler wirklich künstlerisch schaffen will, so muß er Vollmensch und nicht Teilmensch sein. Will sagen, er darf sich und sein Auge nicht nur auf die „Erscheinung“ einstellen, sondern muß sie begreifen, fühlen, empfinden, erleben als den notwendigen Ausdruck innerster Ereignisse. Andernfalls gerät er entweder dahin, daß ihm selbst das Edelste, was uns das Leben an „Erscheinungen“ bietet, zu nichts weiter gut ist, als zu technischen Experimenten mit Farbe und Stein. Oder aber er gerät in jene furchtbare Objektivität, wie sie etwa Leonardosche Karikaturen zeigen. Er malt gefrorenen Schrecken und vereistes Lächeln, aber das Leben entfloß und ließ nur seine Maske zurück. Die objektive Beobachtung macht es nicht beim Künstler. Er ist nicht Wissenschaftler. Das subjektive Miterleben muß mit schöpferischer Glut dahinter stehen. Wer Leben lebendig im Bilde erstehen lassen will, darf es nicht nur von außen beobachten, er muß selber von diesem Leben durchbebt, durchzittert, durchsonnt oder erschüttert sein, das er gestalten will. Es muß also das Sein lebendig durch seine Seele gegangen sein, wenn der Schein durch seine Hand das Leben offenbaren soll. Das heißt aber, der wahre Dichter und Künstler muß mit allen seinen Kräften, all seiner Liebe, all seinen Empfindungen das umspannen und erleben, dem er in Dichtung oder Bild zu bleibendem Leben verhelfen will. Nur aus der Totalität der Seele kann der wahre Künstler schaffen.

Und wenn der Ästhet schließlich meint, es sei das Non plus ultra von „Kultur“, alles nur ästhetisch zu nehmen, so belehrt ihn das Leben durch jedes in den Schmutz gefallene Kind, daß da mit Ästhetik und Sauberhaltung der

Sandshuhe nichts, mit Zugreifen und Helfen allein dem Lebenswillen gedient wird. Und wer dem unmittelbar in uns schaffenden Lebenswillen nicht gehorcht, der kann wohl ein Schmaroher am Tische des Lebens sein, nie aber einer, der selber gefunden und starken Beitrag zu Leben und Kultur zu leisten vermag.

Nicht anders steht es schließlich aber auch mit dem religiösen und moralischen Triebe. Auch sie können beide nicht gesund bleiben und gefunden Lebensbeitrag liefern, wenn sie sich von der Totalität unseres Seins loslösen und statt des Ganzen nur sich selber kultivieren und zum Selbstgenusse machen.

Denn dann neigen sie beide sofort dazu, nur bestimmte, ihnen charakteristische Äußerungen zu pflegen; die Religion etwa das Gebet und die Gemeinschaft, die Moral das moralische Urteil und diese oder jene Gesetzhaltungen und Konventionen. Und über der Pflege dieser ihrer speziellsten Äußerungen stellen sie den inneren Quell selber und sein ursprüngliches, zentrales, alles durchflutendes Schaffen still. Und dann ist es um Religion und Moral im tiefen und lebendigen Sinne geschehen.

Die Religion wird zu Formeln und Gebeten, zu ausschließenden Lehren und Lehrstreitigkeiten über alles und noch etwas, und jedenfalls zu einer Sache, die man, wie anderes auch, und neben dem anderen, abmacht, damit sie abgemacht ist.

Die Moral aber wird, sobald sie sich in sich selbst verliebt, unfehlbar zum Moralismus. Aller Moralismus schädigt das Leben aber gerade dadurch so sehr, daß er es immer nur sittlich be- und verurteilen, statt liebend schaffen und höherführen will. Wer sich moralisch fühlt, wenn er die Welt moralisch beurteilt, der züchtet es sich an, nur immer das Manko an allem Leben zu sehen und ebendaneben seine spitzen, scharfen Pfeile zu schießen. Und je moralischer er sich dabei vorfindet, um so schwärzer wird sich bald das ganze menschliche Leben und Treiben in seinen Augen malen. Bald wird er im Hintergrunde jeder und auch der edelsten Tat doch noch ein zweites Motiv, ein geheimes und gemeines Gefühlchen erst wittern und dann auch gefunden zu haben glauben, bis er schließlich nur noch darin die Wahrheit und in allem Edlen nur Trug, Schein und Spiegelfechtereie sieht.

Man lese einmal daraufhin die vielgepriesenen „Maximen“ de la Rochefoucaulds und auch vieles vom großen Moralisten Nietzsche. Das Rezept ist im Grunde recht einfach und überall, und vor allem gegen die Gegner, geistreich zu verwenden: Alles Gute hat zu seiner Rehrseite ein Schlechtes, dies Schlechte vor sich und den anderen zu verbergen, wendet der nichtsnußige Mensch nach außen dessen Widerspiel: das Gute; wir aber entlarven ihn und zeigen seine Achterseite!

Auf diesem Wege wird dann freilich alles zerfezt und zerfezt und nichts Gutes an der Menschheit gelassen. Wem dagegen das große, heilige Wunder der Welt nicht dazu da ist, daß es moralisch verallbert und geschändet, sondern in der Richtung auf lebendige Kräfteeinheit aufbaut und schaffend gemacht werde, der steht unter dem Goethewort:

Grenzboten II 1910

21.

„O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!“

Und an ebendieses, was noch jedem bleibt, knüpft er mit seiner Liebe, seinem Schaffen an. Denn er weiß, um mit Kant zu reden, daß er jeden nur besser machen kann „durch den Rest des Guten, der in ihm ist“, daß er jeden nur klüger machen kann „durch den Rest der Klugheit, die in ihm ist“. Diesen Rest zu sehen, und wenn er unsichtbar wäre, an ihn zu glauben und durch solchen Glauben dem anderen das Zutrauen zu sich selber und seinem innersten Sein erst einmal wiederzugeben und ihn so schaffend zu machen durch sich selber, das wird ihm der selbstverständliche Weg seiner Arbeit am Menschen sein.

Wir müssen also Glauben haben, Glauben an den Menschen und an das Heiligtum in seinem Inneren. Wir müssen glauben, daß Mensch und Menschenleben nicht dazu da sind, um Gegenstand intellektueller, ästhetischer, moralisierender und kirchlicher Sondertendenzen zu sein, sondern vielmehr dazu, um aus der Totalität der vorhandenen Kräftereichtümer zu möglicher Reinheit, Höhe und Einheit emporgestaltet zu werden. Diesen großen Glauben kann sich aber zuletzt nur der dauernd erhalten, der in sich selber den waltenden, einheitlichen Schöpfungswillen Seele in Seele fühlt und ihm zu gehorchen vor allem anderen entschlossen ist.

Und wenn es an dem ist, dann lautet das allseitige Ergebnis dieser unserer Betrachtung: Nur auf dem Boden solchen Fühlens, Vertrauens und Gehorchens ist Kultur im wahren Sinne möglich. Dieses Gefühls-, Vertrauens- und Gehorsamsverhältnis gegenüber dem zentralen seelischen Schöpfungswillen nennen wir aber: Religion. Denn Religion hat allen wirklichen Religiösen nie etwas anderes als dieses eine geheißen: in allen Kräfterverzweigungen und Kräfterbetätigungen der Vollstrecker des innersten Schöpfungswillens zu sein, der aus der Einheit unseres Wesens und nach allen Richtungen seine Befehle gibt und uns, wenn wir ihm folgen, so sicher und gewiß aus dem Zusammenhang unserer Kräfte zur möglichst vollkommenen Selbstdarstellung gelangen läßt, wie er es am Löwen tut aus dessen Kräfteeinheit und an der Pflanze aus der ihrigen. In diesem Sinne ist Religion, als Leben aus der Wurzeleinheit alles Seins, der Einheitsgrund unserer Persönlichkeit und der Quellgrund der Kultur. Und wahre Kultur ist nichts als Selbstdarstellung der Seele im ganzen Bereiche ihres Handelns und Schaffens.

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren:
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!“

